

Zwanzig Jahre im Leben einer Straße: Die beiden Aufnahmen, die auf dieser Seite zu sehen sind, aus der Seelingstraße in Berlin-Charlottenburg enthüllen mehr als einen zufälligen Ausschnitt von Großstadgeschichte. „Rekognoszierungen im Alltag gelten nicht nur dem Alltäglichen; sie meinen den Geist der Epoche“, schrieb Wolf Jobst Siedler 1964 im Bildband „Die Gemordete Stadt“. Die Straße ist unauffällig, vielfältig nutzbar, zuverlässig wie ein guter Gebrauchsgegenstand. Auf Bürgersteigen wie diesen in einem Quartier wie diesem konnten Kinder noch Hopse spielen und mit Pappkartons aus den Läden improvisierte Hindernisrennen veranstalten; Kontakte zwischen Menschen hatten kurze Wege und gehorchten Bedürfnissen, denen Begriffe wie „Kommunikation“, „Funktionalität“ oder auch hehre „Humanität“ fremd waren. Man brauchte was, holte was, man arbeitete, hatte frei, hatte Ärger, war krank, war neugierig, paßte auf, redete, fragte, schimpfte, lachte. Straßen wie diese bildeten in ihrer bescheidenen Vielfalt etwas von der Fülle städtischen Lebens ab, die in der Attraktion der Boulevards kulminierte; sie waren das solide Unterfutter der Metropolen.

Die Seelingstraße gehörte, obwohl vor 20 Jahren noch intakt, zum Text eines Requiems, das in bestürzenden – und zum Teil mit Empörung quittierten – Kontrasten den Untergang des Urbanen in die Gestaltlosigkeit begleitete. In 20 Jahren Nachkriegsstädtebau hatte die Travestie einer verspäteten Moderne, versehen mit einem umfassenden Abscheu vor jeglicher Geschichtlichkeit und mit den besseren wirtschaftlichen Argumenten, das Gesicht vieler Städte auszulöschen begonnen. „Die gemordete Stadt“ registrierte den Rückzug in die weltweit austauschbare Anonymität der Rasterfassaden gleichförmiger Häuser in Schlafstädten, deren nackte Straßen nichts mehr versprachen und nichts halten konnten. Der Supermarkt, damals Attraktion der neuen vorstädtischen Ladenzentren und im Buch von 1964 als Menetekel gezeigt, hat seitdem auch vielen innerstädtischen Geschäften den Garaus gemacht. Deshalb sieht die Seelingstraße heute so aus, wie sie aussieht (unteres Bild). Das Alltägliche, das Selbstverständliche, das „Leben“ findet nicht mehr statt. Doch hat man ihm für den besonderen Bedarfsfall ein Gehege geschaffen.

Lauter gute Absichten dienten der Veränderungen als Geburtshelfer. 1964 wurde das ursprünglich barocke Quartier in Charlottenburg zum „geschützten Baubereich“, 1970 zum „förmlich festgelegten Sanierungsgebiet“ erklärt, 1978 „flächenwirksame Verkehrsberuhigung“ eingeleitet. Das Haus im Blickfeld ist modernisiert, mit veränderten Grundrissen und zu gestiegenen Mieten. Im landschaftsgärtnerisch gestalteten Hof entstand ein Kinderspielplatz, doch wohnen im Haus keine Kinder mehr. Die Verkehrsberuhigung hat für Ordnung gesorgt. Beschränkte Freiheit für Autos, umgitterte für Menschen. Ein Blumentrog mit pflegeleichtem Grün trägt dem neuen Naturbedürfnis Rechnung. Der „gemordeten Stadt“ folgt, so der Titel des Fortsetzungsbandes, die „verordnete Gemütlichkeit“.

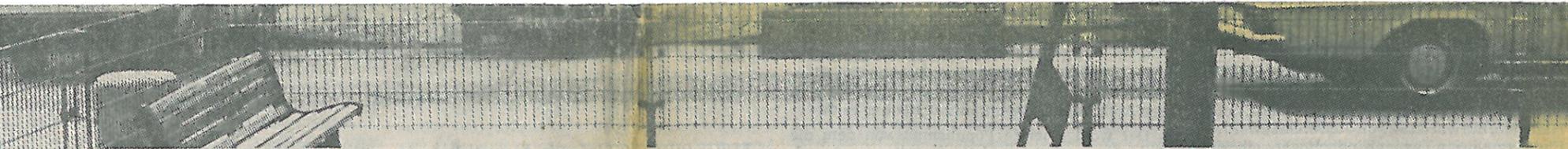
Zugegeben: So dürftig, wie auf diesem Photo, stellt sie sich selten dar. Sie bemüht sich, am



„Die Sünden von gestern stimulieren die von heute“, schrieb Siedler 1964, das ist auch jetzt wieder wahr. Und es scheint fast, hält man die Bildaussagen beider Bände nebeneinander, als seien die Fehler von heute noch schlimmer als die von damals. Diese ließen in ihrem dürrigen Pathos doch noch etwas vom Geist des Purismus erkennen, aus dessen moralischem Anspruch sie sich rechtfertigen: Abkehr von den Resten einer Geschichte, die unter den Zieraten ihrer Fassaden Verlogenheit und politische Feigheit ausgebrütet hatte. Nach der Tabula rasa des Krieges wurde die überlebende Dingwelt von nachträglicher Entrüstung verfolgt, die freilich statt sauberer demokratischer Schönheit nur die ästhetische Pövertät des vulgären Massenprodukts gebar. Die Stadt wurde flüssig, eilig und widerspruchsfrei. Die Ergebnisse haben wir zum Teil noch vor Augen: die vom Stuck befreiten Fassaden, die mickrigen Eingänge, die blicklosen Fenster neuer Häuser, die baumlosen Fahrstreifen, deren Pflasterung durch Asphalt oder Betonverbundsteine ersetzt ist und deren Beleuchtung anstelle aller Arten von Laternen bundesweit von Peitschenmast und „Langfeldleuchte“ übernommen wurde. Örtlich genormte Kioske, Gartenlauben, Fahrstühle, Knopfbretter, die Klingelzeug und Klopfer ablösen; die Stangenspielgeräte für Kinder auf pflegeleichtem Rasen. (Und ach, die hilflosen Bemühungen damals, das alles mit einem Türdrücker in Trapez- oder Bumerangform, mit einer asymmetrischen Giebelwandzeichnung im Kratzputz ein bißchen zu schönen!) Aber nirgends ein Ort zum Stelldichein, kein Torbogen zum Verstecken oder zum Tratschen, nichts, was den Schritt hemmte, was zum Verweilen einlud oder zum Verwundern. Keine Überraschungen, keine Gelüste. Keine Lust. „Null Bock“, hätten die später Geborenen dazu gesagt, die ja denn auch Zuflucht in den unordentlichen Stadttresten von Gestern suchten.

Bilder mit Negativ-Image: Sie signalisieren „das Verlöschen des Städtischen, den Verlust an emotionalem Stadterlebnis“. Ihnen hatte die „gemordete Stadt“ erhaltene Zeugnisse des sinnlich Wahrnehmbaren entgegengesetzt – ein Plädoyer für die anziehend irritierende Fülle, für die Sedimente des Historischen. Da trat es auf in den der Armut abgetrotzten Restidyllen von Hinterhöfen, in der Selbstverständlichkeit vielfältig benutzter Straßen, im Pomp karyatidengestützter Balkone und medusenbewachter Portale, im Ornamentenschmuck schmiedeeiserner Kandelaber, Feuermelder, Briefkästen und Pissoirs. Als die „Gemordete Stadt“ mit diesen Beispielen erschien, richteten alle Reinheitsfanatiker und Apostel der postmodernen Nüchternheit den Daumen nach unten und zogen den Kulturkritiker Siedler und dessen beide Chronistinnen des Verbrechens nostalgischen Trendsettertums und der Anwaltschaft für abgetanen Kitsch. Dabei sollte der Rückblick von damals der Zukunft von heute dienen und „neue Imagination“ zur Rückgewinnung der Stadt stimulieren, die sich, so Siedler, „als Sehnsucht“ bereits anzukündigen begann.

Die Sehnsucht – 20 Jahre später wird es nachprüfbar – hat sich Bahn gebrochen. Hat auch die Hoffnung von damals sich bestätigt? Offensichtlich ja. Die kommunalpolitischen Programme der großen Parteien Mitte der siebziger Jahre mit ih-



LORE DITZEN

Scheußliche neue Schönheit

Chronik einer Stadt im Wandel: Das Beispiel Berlin

rer Forderung nach „humaner“ Urbanität, der Ruf des Deutschen Städtetages „Rettet unsere Städte jetzt“ haben Früchte getragen. Stadt ist wieder „in“. Nie zuvor war sie Gegenstand so großer Fürsorge. Nun macht man sie wohnlich, begehbar, kinderfreundlich; begrünt, schmückt, konserviert, restauriert sie; schafft Fußgängerzonen und Kaufparadiese, Plätze für Feste aus den städtischen Kulturetats. Autos werden in ordentliche Parkhöfen verwiesen, Straßen werden verschlankt, verschwenkt und gekappt; Bürgersteige, von Radwegen begleitet, legen Halbinseln und Flöße in die Fahrbahnen aus; auf den Mittelstreifen breiter Straßen recken im Sommer – welch ungewohnter Anblick! – Sonnenblumen die Köpfe, und die Kunst hebt – vollfett auf Giebelwände und üppig ins Straßen- und Platzbild gebeten – stolz das Haupt. Die Stadt wird wieder für Überraschungen gut; doch darf sich der Gast wenigstens mit Grausen wenden, wo er zuvor bloß gleichgültig blieb. Wenn das kein Fortschritt ist! Die Architektur unternimmt formale Anstrengungen wie noch nie, und die Vergangenheit ist rehabilitiert; selbst ihre kitschigsten Hinterlassenschaften haben noch Anspruch auf Anerkennung, als Dokument. Was in aller Welt veranlaßt diesen neuen „Abgesang auf Spielstraße, Verkehrsberuhigung und Stadtbildpflege“ mit dem polemischen Titel „Die verordnete Gemütlichkeit“?

Antworten, die das Buch nahelegt: Die Gedankenlosigkeit. Die schnelle Vereinnahmung einer Sehnsucht per Patentlösung. Die Humanisierung der Stadt wurde durch Ausgrenzungen künstlich erzeugt: eine neue und hinterhältigere Art der Funktionalisierung der Lebensvorgänge, die sich mit niedlichen Zutaten kaschiert. Aus der Bewahrung der Reste sind Bedarfsdeckungsprogramme geworden, die sich in Verordnungen festschreiben und von der Industrie beliefern lassen: neu oder historisch – wie hätten Sie's gern? Die Suche nach der neuen Imagination führte zur Reproduktion historischer Vorlagen und zum Betonfertigteil, abrufbar aus dem Versandkatalog.

450 Aufnahmen, ausgewählt aus 9000, in be-

weisträchtige Serien gebündelt oder Bildern von damals gegenübergestellt, bieten optische Nachprüfung an. Die Chronistinnen der „Gemordeten Stadt“, Elisabeth Niggemeyer und Gina Angress, haben ihr Sujet mehr als 20 Jahre im Blick behalten. Was sie gesehen und an Widersprüchen aufgedeckt haben, kann jeder wahrnehmen. Die beiden Frauen leisten Seh- und Lesehilfe. Elisabeth Niggemeyer hat schon als junge Photographin mit ihrem ersten Bildband-Bericht „Das Münchner Jahr“ 1955 das Leben einer Stadt authentisch wiedergegeben und blieb seitdem als geduldige Chronistin Menschen und Dingen auf der Spur. Die Journalistin Gina Angress hat die eigene präzise Beobachtungsgabe in Veröffentlichungen und zahlreichen kulturhistorischen Filmen bewiesen. Die beiden Chronistinnen sind keine Künstler, keine Kritiker: Sie vertrauten ihren Augen, ihrem Vergnügen, ihrem Befremden, ihrem Instinkt. Sie beobachteten die Veränderungen von Stadträumen, Straßen und Plätzen und die Objekte, die heute darin den Ton angeben. Die Dividag-Mutter allen voran.

Die Dividag-Mutter kennt jeder, auch wenn er's nicht weiß. Sie ist eine sechseckige Betonschale und schmückt die Fußgängerzonen der Republik, ob in Schwäbisch-Gmünd oder Bad Reichenhall, ob in Bremen oder in Münchens Kaufingerstraße. Sie tritt überall auf, wo Straße „erlebbar“ gemacht und dem Bedürfnis des Städters nach Grün Rechnung getragen werden soll. Pflanzelement-Kästen, gern auch in Kieselbeton, ersetzen heute, während die Architekten ums individuelle Erscheinungsbild des einzelnen Hauses ringen, die völkerverbindende Einheitlichkeit der Rasterarchitektur. Dieses „Nebenher“, das beim öffentlichen Tiefbau anfällt, stellt einen gewaltigen Markt dar. Es sei nicht einfach, diesen bisher noch nicht definierten Wirtschaftszweig „Gestaltung öffentlicher Räume“ in Zahlen zu fassen, frohlockte eine Frankfurter Messewerbesschrift 1984 und vermutete, er „dürfte mit zehn Milliarden Mark anzusetzen sein. Wahrscheinlich sind die Aufwendungen um ein Vielfaches höher.“

Der Markt hat die Umwelt schon fest im Griff. Mit „Pflanzelement-Systemen“, mit Pollern in Gestalt von Betonpfosten, Klopfen, Propfen, Halbkugeln – auch „Schildkröten“ genannt –, mit Stangen und Stäben bis hin zu den von Autos wenig respektierten „Spaghettis“. Wo alles in hermetische Zonen geteilt ist, ersetzt nur massive Stabilität sonst denkbare Rücksicht. Bänke, gern in Reih und Glied oder als großräumige Sitzanlagen, ummauerte Hochbeete, dazu die Quallenformen von Papierkästen oder die Iglus der Altglas-Container gehen im Verein mit Verkehrsschildern, mit dem übrigen Straßenmobiliar oft erdrückende Ensemblewirkungen ein. Was „Leben“ erzeugen soll, erweist sich als Reglementierungszwang der verwalteten Welt.

So scheußlich ist die neue Schönheit nicht überall. Sie tritt ja, zunehmend, nun auch im Gewand von gestern auf. Das vor 20 Jahren noch entfernte Stadtmobiliar der Jahrhundertwende feiert frohliche Wiederkehr – vor allem da, wo die Anstrengung dem „historischen Ensemble“ gilt. „Die stärkere Hinwendung zur Pflege des Stadtbildes hat auch hinsichtlich der älteren Laternenformen zu differenzierteren Auffassungen geführt“, heißt es in einer Schrift des Berliner Senats für Bau- und Wohnungswesen. Dem Berliner Kurfürstendamm steht eine Renaissance des Straßenmobiliars in Gußeisen bevor: von der Hardenbergleuchte, die an der angrenzenden Hardenbergstraße demontiert wurde, bis zum Feuermelder und Briefkasten. Die Peitschenmasten fallen. Auch Pumpen aus alter Zeit kehren wieder. 26 der 136 gußeisernen Röhrenbrunnen – von rund 450 um die Jahrhundertwende – sind in den letzten Jahren nachgegossen worden – zum Stückpreis von 15 800 Mark. Verbotsschilder widerlegen ihren ursprünglichen Sinn. Die kleine Steinmulde davor, die Vögel, Hunde und Pferde trinkt, ist durch einen modernen Trog ersetzt – für die Autowäsche.

Die Rückwendung zum Historischen, das beweisen viele Beispiele, ist oft nur Attitüde. Ihr widerspricht die Lieblosigkeit im Umgang mit dem,

was noch da ist: wie da Sicherheitsschlösser rücksichtslos in alte Eichtüren gesetzt, Hausnummerlichtwürfel in die Giebel Fenster alter Portale, Klima-Kästen ins schmiedeeiserne Gitterwerk gerammt werden. Wie zuweilen selbst die Denkmalpflege beim Restaurieren Objekte verfälscht.

Im Vandalismus der Abrissphase vor 20 Jahren ging auch das Gefühl für den Umgang mit Werten verloren: Was heute auf Trödelmärkten nostalgisch gehätschelt wird, ist oft das Ergebnis von Diebstählen. Das geklaute Jugendstil-Messingschild, das jetzt die Reihenhautür historisch hebt, und der gedrechselte Treppenstock verwandter Herkunft als Beistelltischchenfuß fürs Wohnzimmer entsprechen als sentimentalistischer Nippes dem behördlich wiederentdeckten Umgang mit der Historie als Stadtornament. Längst hat das gußeiserne Pissoir als Poster Karriere gemacht, Reklameschilder alter Gasthäuser dienen zur Imagepflege von Schnellimbissen; mit – auch damals schon epigonalen – Stilzitate und Architekturelementen wie Giebel, Säule, Gesims operiert – im Gefolge der Postmoderne – auch schon die Bauindustrie.

Wo sind die Gegenbilder, die in die nächste Zukunft weisen? Wie schon „Die gemordete Stadt“ weiß auch „Die verordnete Gemütlichkeit“ keine Rezepte. Aber sie legt – zumindest in der Begeisterung der beiden Chronistinnen für vitale Alternativen in städtischen Nischen – Anregungen nahe: Lebensgerechte Räume und Dinge gibt es vorzugsweise da, wo Aneignung noch möglich ist, wo Plätze noch nicht vollgestellt sind mit Straßenmöbeln und zuviel Kunstobjekten, wo Bewohner sich selbst um den Hofraum bemühen oder aus eigenem Antrieb mit alten Häusern pfleglich umgehen, mit eigenen Initiativen in Läden und Werkstätten Leben erhalten oder neu schaffen – dort jedenfalls, wo die bürokratische Vorsorge für das städtische Glück noch nicht zugeschlagen hat. Manchmal gibt es sogar einen viel bewundernten Glücksfall von ganz neuer Architektur. Die Seelingstraße in Berlin-Charlottenburg freilich kommt, wie viele andere, die wirtschaftlicher Vernunft und dem Zeitgeist zum Opfer fielen, dadurch auch nicht wieder. Und das bedeutet – Siedlers begleitende Kommentare messen solchen Verlust an der Gesamtheit heutiger Lebensbedingungen und -äußerungen – mehr als die Änderung eines Stadtquartiers. Siedlers Diagnose: Mag Stadt auch „in“ sein, ihr altes Image ist hin. Unwiederbringlich?

GINA ANGRESS, ELISABETH NIGGEMEYER: *Die verordnete Gemütlichkeit. Abgesang auf Spielstraße, Verkehrsberuhigung und Stadtbildpflege. Der gemordeten Stadt II. Teil. Mit Essays von Wolf Jobst Siedler. Quadriga Verlag J. Severin, Berlin. 224 Seiten, 49,80 Mark.*